

Zwingli übersetzen

VON THOMAS BRUNNSCHWEILER

Auf die Entscheidung des Zwinglivereins, eine Auswahl von Zwinglis Schriften ins Neuhochdeutsche zu übertragen und als dreibändige Werkausgabe zu publizieren,¹ folgte mit einiger Verspätung die Diskussion über die eigentliche Übersetzungsproblematik. Man hatte lange Zeit hauptsächlich die finanziellen Probleme im Auge gehabt und die philologischen Schwierigkeiten des Unternehmens unterschätzt. Es zeigte sich, daß die beiden Fragen konvergierten; die Übersetzung des quantitativ gewichtigsten Textes, Zwinglis *Ußlegen und gründ der schlußreden oder articklen*, erforderte eine Teilzeitanstellung, die mit der Aufgabe verbunden wurde, die Übersetzungsarbeit an den anderen Schriften philologisch zu koordinieren. Diese auf zwei Jahre befristete Arbeit übertrug der Zwingliverein dem Autor dieses Aufsatzes.²

Einige Monate nachdem ich meine Übersetzungsarbeit in Angriff genommen hatte, begegnete mir auf der Straße ein amerikanischer Bekannter, der in Zürich als wissenschaftlicher Übersetzer tätig ist. Als ich ihm mitteilte, ich sei vom Zwingliverein beauftragt worden, Zwinglis große dogmatische Schrift ins Neuhochdeutsche zu übersetzen, schüttelte er fast ungläubig den Kopf und meinte, Zwinglis Sprache sei doch so unverständlich nicht, daß sie einer Übersetzung bedürfe, schließlich müsse und dürfe man auch Shakespeares Dramen nicht in modernes Englisch übersetzen.

Wenn ich zu Beginn meiner Ausführungen diese kleine Episode erzähle, so ziele ich natürlich auf die Frage, ob der Aufwand für eine Übersetzung bzw. Neuübersetzung von Zwinglis deutschen Schriften überhaupt gerechtfertigt sei. Im Hinblick auf deutsche Leser läßt sich die Frage noch rasch mit einem klaren Ja beantworten; wer des Schweizerdeutschen nicht mächtig ist, wird mit Zwinglis Deutsch überfordert sein. «Einer möchte schwitzen, ehe er's versteht», hat schon Luther gestöhnt.³ Doch auch wer als Deutschschweizer sich an die historisch-kritische Ausgabe von Zwinglis Werken oder an die Fragment gebliebene Volksausgabe⁴ gewagt hat, wird gesehen haben, daß der Dialektbonus bald aufgezehrt ist. Die Schwierigkeiten beginnen meist schon bei den

¹ Erweiterte und teilweise veränderte Fassung eines am 17.6.1992 vor dem Zwingliverein gehaltenen Vortrags. Für Hinweise für die neue Version danke ich Ruth Jörg.

Das anfangs als «Volksausgabe» geplante Projekt läuft nun unter dem weniger belasteten Titel «Zwingli Schriften». Die herausgeberische Verantwortung liegt bei Samuel Lutz und mir.

² Zu danken ist an dieser Stelle der Genossenschaft am Baugarten (vormals Sparkasse der Stadt Zürich), die durch eine großzügige Zuwendung diese Teilzeitanstellung ermöglichte.

³ Zit. n. *Oskar Farmer*, *Huldrych Zwingli und seine Sprache*, Basel 1918 (Volks-Bücherei des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Heft 5), 8; das genaue Zitat findet sich bei *Martin Luther*, *Vom Abendmahl Christi*, Bekenntnis, WA 26,281.

Titeln. Was etwa ist eine *früntlich verglimpfung*? Oder was soll man sich unter «Schlußreden» vorstellen, wenn Georg Finsler in der Kirchenratsausgabe von 1918 titelt: «Auslegung und Begründung der Schlußreden oder Artikel». ⁵ «Schlußrede» war im 16. Jahrhundert der Terminus *technicus* für einen logischen Schluß oder Syllogismus, eine Konklusion, thesenartige Schlußfolgerung oder – wie ich *schlußred* übersetzen würde – : These. In dieser Bedeutung existiert das Wort «Schlußrede» heute nicht mehr, und niemand, außer die oder der fachlich Informierte, wird es verstehen. Da aber Lesen auch stets ein Prozeß der Sinnzuschreibung ist, selbst dort, wo das richtige Verständnis ausbleibt, wird man bei «Schlußreden» am Ende an rhetorische Ereignisse denken. Gerade weil Zwinglis Sprache der unsrigen nicht völlig fremd ist und Fehlinterpretationen wie die erwähnte beim Lesen oft vorkommen, glaube ich sagen zu können, daß nicht völliges Nichtverständnis das Problem der Zwinglilektüre ausmacht, sondern das Scheinverständnis. Bevor ich näher auf die konkreten Übersetzungsschwierigkeiten eingehe, ist die Sprache Zwinglis näher zu untersuchen.

Die Erforschung von Zwinglis Sprache liegt im argen; ein Standardwerk, auf das man sich unbesorgt verlassen könnte, fehlt. ⁶ Wer sich mit Zwinglis Deutsch befaßt, muß daher unbedingt die neueren Arbeiten zur Geschichte der deutschen Schriftsprache in der Schweiz konsultieren. ⁷

⁴ Fritz Blanke, Oskar Farner, Rudolf Pfister (Hrsg.), Zwingli Hauptschriften, Zürich 1940ff. (Im folgenden jeweils als «Hauptschriften» zitiert.)

⁵ Ulrich Zwingli, Eine Auswahl aus seinen Schriften, Zürich 1918, 143. (Im folgenden jeweils als «Kirchenratsausgabe» zitiert.)

⁶ Literatur zur Sprache Zwinglis: Ture Betzén, Formenlehre der Sprache Zwinglis, Diss. phil. Lund, Greifswald 1921; Oskar Farner, a. a. O.; Gustav Göttelmann, Der vokalische Lautstand bei Zwingli. Diss. phil. Gießen, Gelnhausen 1928; Gabriel Meier, Phrasen, Schlag- und Scheltwörter der schweizerischen Reformationszeit, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 11, 1917, 81–102 und 221–236; Walter Schenker, Die Sprache Huldrych Zwinglis im Kontrast zur Sprache Luthers, Berlin 1977 (Studia Linguistica Germanica 14); Josef H. Schmidt, Zwinglideutsch and Lutherdeutsch, in: E. J. Furcha (Hrsg.), Huldrych Zwingli, 1484–1531, A Legacy of Radical Reform, Papers from the 1984 International Zwingli Symposium, McGill University, Montreal 1985, 34–43. – Das Werk von W. Schenker, das Zwinglis Sprache anhand eines schmalen Textkorpus' mit derjenigen Luthers vergleicht, ist in mehr als einer Hinsicht unzuverlässig. Einerseits ist das Vergleichskorpus problematisch, andererseits ist das soziale Modell, mit dem Schenker operiert, zu einfach (vgl. dazu J. H. Schmidt, a. a. O., 42, Anm. 7).

⁷ Hinzuweisen ist v. a. auf: Peter Glatthard, Die eidgenössisch-alemannische Schreibsprache in der Auseinandersetzung mit der ostmitteledeutsch-neuhochdeutschen Schriftsprache, in: Ulrich Im Hof und Suzanne Stehelin, Das Reich und die Eidgenossenschaft 1580–1650, Kulturelle Wechselwirkungen im konfessionellen Zeitalter, 7. Kolloquium der Schweizer Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft 1982, Freiburg i. Ue. 1986, 319–334; Peter Glatthard, Zur Sprache Diebold Schillings, in: Hans Haerberli und Christoph von Steiger (Hrsg.), Diebold Schillings Spiezer Bilderchronik, Luzern 1990, 21–29; Walter Haas, Kurze Geschichte der deutschen Schriftsprache in der Schweiz, in: Robert Schläpfer (Hrsg.), Die viersprachige Schweiz, Zürich 1982, 125–160.

Der Zeitabschnitt der deutschen Sprachgeschichte, der von ca. 1380 bis 1700 angesetzt werden kann, wird gemeinhin als frühneuhochdeutsch bezeichnet.⁸ Mit «frühneuhochdeutsch» ist aber Zwinglis Sprache zu vage beschrieben. Zur Zeit der Reformation gab es im mittel- und oberdeutschen Raum drei Schreibsprachen: die eidgenössisch-alemannische Schreibsprache, die ostmitteldeutsche Schreibsprache und das sogenannte Gemeine Deutsch, das von Wien bis Straßburg geschrieben wurde. Zwingli bediente sich der eidgenössisch-alemannischen Schreibsprache, die trotz ihrer engen Bindung ans Mundartliche, vor allem im Lautlichen und Lexikalischen, überregionale Züge trug.⁹ Bereits 1510, so der Bericht von Valerius Anselm, hatten die Eidgenossen beschlossen, *man sollte fürahin allen herren in guoter, eidgenössischer sprach schriben*.¹⁰ Ab 1513 mußten auch die Schreiben der Fürsten an die Eidgenossen in eidgenössisch-alemannischer Schreibsprache abgefaßt sein, die damit in den Stand einer internationalen Diplomatensprache aufstieg. Zu verdanken hatte sich dieses auch für das eidgenössische Selbstbewußtsein so wichtige Kommunikationsinstrument der Arbeit der verschiedenen Kanzleien und Druckereien. Zwischen den einzelnen eidgenössischen Städten kam es immer mehr zu Kompromissen in der Schreibung und zu vereinheitlichenden Tendenzen. Einheitlichkeit bedeutete durchaus nicht strikte Normierung; lokale Färbungen waren hauptsächlich in der Wahl der Wörter und Wendungen praktisch unvermeidlich. Aber jede geschriebene Sprache tendiert zur gültigen Norm, da ja nicht zuletzt die Drucker daran interessiert sind, ihre Erzeugnisse einem möglichst großen Publikum zumuten zu können. Es ist wohl anzunehmen, daß der zeitgenössische Bücherkäufer im deutschen Raum mit den wichtigsten Eigentümlichkeiten mehrerer Schreibsprachen und auch Mundarten vertraut war.¹¹ Vor diesem Hintergrund erscheint Luthers berühmtes Diktum zu Zwinglis Sprache in einem anderen Licht: weniger objektiv, dafür um so gehässiger. In seiner Abendmahlschrift von 1528 schrieb Luther: *Verstehe ich*

⁸ Die Ansetzung des Zeitraumes differiert je nach Lehrbuch um einige Jahrzehnte.

⁹ Die wichtigsten Kennzeichen dieser Sprache waren hinsichtlich der Lautung:

1. keine Diphthongierung von mhd. î, û (zît, hûs)
2. keine Monophthongisierung von mhd. ie, uo, üe (lieb, guot, güete)
3. keine Dehnung von mhd. Kurzvokalen in offener Silbe (geben, tage)
4. mhd. u vor Nasal (summer, künig)
5. alem. gân, stân mit â-Vokalismus, hinsichtlich der Morphologie:

1. Einheitsplural beim Verb im Plural Präsens Indikativ: -end
2. häufige Synkopen und Apokopen (das gricht, die sprach)
3. Suffix -nuss (zügenuss).

¹⁰ Zit. n. *Glatthard*, Die eidgenössisch-alemannische Schreibsprache, a. a. O., 321.

¹¹ Vgl. *Frédéric Hartweg*, Buchdruck und Druckersprachen der frühneuhochdeutschen Periode, in: Hans-Joachim Köhler (Hrsg.), Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit, Beiträge zum Tübinger Symposium 1980, Stuttgart 1981 (Spätmittelalter und frühe Neuzeit 13), 43–64; zur Vertrautheit mit mehreren Mundarten: 51.

sein [Zwinglis] *filtzicht zotticht deüdsch recht (welchs mir schweer ist)*...¹² Übersetzt heißt das zunächst: «das verfilzte, schlampige Deutsch»; ins Soziologische gewendet: «das bäurische, unordentliche Deutsch». Luther, der mit dem alemannischen Wort- und Wendungsschatz Probleme hatte, sich aber offensichtlich auch gar keine Mühe geben wollte, hier etwas dazuzulernen, tut mit seinem – in der Hitze des Abendmahlsstreits gefallenem – Ausspruch Zwinglis Sprache Unrecht; denn im Grunde tat Zwingli in der ihm zur Verfügung stehenden Schreibsprache nichts anderes als Luther auch: Er schaute den Leuten aufs Maul.¹³ Zwingli wollte in seinen deutschen Schriften jeden Verdacht des Elitarismus vermeiden. So betont er: *All min schryben, voruß im tütsch, [ist] so gar einvaltig unnd schlecht*,¹⁴ d. h. einfach und schlicht. Der Reformator, der nie etwas für die gestelzte Förmlichkeit der höfisch-adeligen Sprache übrig hatte, «zeigt eine dialektnahe Sprachhaltung ohne Schmuck und Beiwerk, nüchtern bis ins Exakte hinein, der strenge, unerbittliche Philologe...»¹⁵ Das *einvaltig schryben* sollte schließlich auch die *einvaltigen*, d. h. die einfachen, theologisch ungebildeten Leute erreichen. Im *Ußlegen* ist dies besonders evident: Nicht nur kommt die Bezeichnung *einvaltiger* oft vor, sondern das Ringen um Verständlichkeit wird auch im dialogischen Gestus spürbar. Immer wieder spricht Zwingli seine Feinde und Freunde persönlich an und verfällt bei diesen Stellen oft in einen richtigen Plauderton.

So einheitlich die eidgenössisch-alemannische Schreibsprache schon war, sie war weit weniger normiert als die heutige deutsche Schriftsprache. Ein Vorteil der gerade hinsichtlich des Satzbaus relativ großen Unbestimmtheit und Freiheit lag für Zwingli darin, komplexe Sachverhalte einerseits in syntaktischer Dichte, andererseits in langen Satzschlangen formulieren zu können, da an die logische Verknüpfung von Satzteilen und Sätzen noch nicht unsere strengen Maßstäbe angelegt wurden. Dieser Vorteil für Zwingli wird beim Übersetzen aber schnell einmal zum Problem, da eine Teilung und Umgruppierung von Monstersätzen oft unumgänglich ist. Dies wirft wiederum die Frage nach der Treue der Übersetzenden gegenüber ihrem Ausgangstext auf. Ernst Saxer stellt in seinen Übersetzungen zwar auch um, gibt jedoch den «typisch Zwinglischen Aufbau eines Textes» zu bedenken, «worauf auf lange argumentative Sätze jeweils kurze thesenartige Zusammenfassungen oder Abschnitte in direkter Rede folgen».¹⁶ Die Postulierung eines «typisch Zwinglischen Aufbaus eines Textes» ist insofern problematisch, als Zwingli anders

¹² *Martin Luther*, Vom Abendmahl Christi, Bekenntnis, WA 26,374.

¹³ Vgl. *Martin Luther*, Sendbrief vom Dolmetschen, WA 30.2, 637.

¹⁴ *Zwingli*, Z V 474, 2–3.

¹⁵ *Stefan Sonderegger*, Die Reformatoren als Sprachgestalter, in: *Reformatio* 23, 1974, 94–108; 98.

¹⁶ *Ernst Saxer* (Hrsg.), *Huldrych Zwingli, Ausgewählte Schriften*, Neukirchen-Vluyn 1988, S. 13. *Saxers* sehr gute Auswahl stellt zur Zeit die einzig brauchbare Übersetzung von Zwinglis deutschen Schriften dar.

geschrieben hätte, wenn ihm eine hochnormierte Schriftsprache zur Verfügung gestanden wäre.

Zwinglis direkte, nicht ausgefeilte und oft auch mühsam zu lesende Sprache läßt sich nicht nur durch einen bewußten Willen zur Volkstümlichkeit erklären, sondern einfach auch durch das immense Arbeitspensum des Reformators. Auch die großen Werke, etwa das *Ußlegen*, sind letztlich Gelegenheitsschriften, produziert unter großem Druck. Oft lagen die ersten Seiten eines Manuskripts bereits in der Druckerei, bevor der Rest konzipiert war. Daß Zwinglis Ausführungen über die 67 Thesen geradezu theologische Schnellschüsse sind, merkt nicht nur der Leser, sondern der Autor selbst, wenn er bekennt: *Dise meinung hab ich davor ouch mit me worten angezeigt. Do ich sy aber vertruwt hab kommlicher und kürtzer ze sagen, hab ich sy hie widrumb gehandelt. Ich hab ouch die vordrigen nit me können endren; denn sy schon truckt ist xin.*¹⁷ Es ist verständlich, aber auch bezeichnend, daß Leo Jud diese aufschlußreiche Passage in seiner lateinischen Übersetzung wegläßt. Dieser Hinweis auf die Entstehung der *Ußlegen* zeigt, daß Zwingli gegenüber seiner eigenen Produktion ungeduldig und pragmatisch eingestellt war. Ihm lag nichts am Schleifen des sprachlichen Ausdrucks; wenigstens nicht bei seinen deutschen Schriften.

Zwinglis Deutsch wurde von den damaligen Lesern, auch von den eidgenössischen, als weniger hochsprachlich empfunden als die neuhochdeutsche Fassung von heutigen Lesern. Wenn wir mit Harold Bloom einen Text als Beziehungsereignis verstehen,¹⁸ so erkennen wir, daß eine Übertragung in ein modernes Deutsch der kommunikativen Situation des 16. Jahrhunderts nie gerecht werden kann. Insofern stimmt das Diktum, Zwinglis Deutsch lasse sich nicht übersetzen. Uns fehlt heute einfach die Mittellage der damaligen eidgenössisch-alemannischen Schreibsprache. Ebenso wie beim Übersetzen die im Text enthaltenen Signale der damaligen kommunikativen Situation verlorengehen, werden zwangsläufig auch die Interdependenzen zu Zwinglis «Vatersprache», zum Latein, unsichtbar gemacht. Das Latein behauptet auch im deutschen Text seine Präsenz, inhaltlich wie grammatikalisch. Sie schlägt sich etwa im häufigen Vorkommen von ACI-Konstruktionen nieder, der Möglichkeit einer verkürzten Nebensatzkonstruktion, die im heutigen Deutsch nicht mehr möglich ist. So kann Zwingli schreiben: *Also findend wir die göttlichen barmhertzigheit krafft gethon haben, in dem, das...*¹⁹, was wir übersetzen würden mit: «Daher erkennen wir, daß die göttliche Barmherzigkeit zur Wirkung gekommen ist...» oder einfacher noch: «Daher erkennen wir die Wirkung der göttlichen Barmherzigkeit darin, daß...» Ein inhaltliches Problem, das mit der kulturellen Parallelität des Lateins zu tun hat, ist folgendes:

¹⁷ Zwingli, Z II 237,34–238,2.

¹⁸ Harold Bloom, *Kabbala – Poesie und Kritik*, Basel/Frankfurt a. M. 1989, 105.

¹⁹ Zwingli, Z II, 37,28–29.

Zwingli sagt von Christus: *Er ist der vorder und hinter gransen.*²⁰ Wörtlich übersetzt heißt dies: «Er ist der vordere und hintere Teil des Schiffes, d. h. Bug und Heck.» Für heutige Leser ergibt das keinen Sinn, es sei denn, die lateinische Wendung *prora et puppis* ist ihm geläufig; sie bedeutet: «der erste und letzte, d. h. der einzige Grund.» Zwingli will also einfach bzw. anschaulich sagen: «Christus ist das A und das O.»

Auch wenn man nicht soweit gehen will, einen virtuellen lateinischen Prä-Originaltext im Hinterkopf des Reformators zu postulieren, so muß dennoch das Verhältnis zur lateinischen Sprache immer mitberücksichtigt werden. Nicht zuletzt müssen Übersetzende die lateinischen Übertragungen von Leo Jud und Rudolf Gwalther beiziehen. Original und lateinische Übersetzung stehen in einem Dialog, der uns auf jeden Fall etwas zu sagen hat. Obgleich die Kenntnis der lateinischen Übersetzung unabdingbar ist, bleibt Vorsicht am Platz. Leo Jud und Rudolf Gwalther übersetzen oft recht frei, lassen Sätze weg oder fügen ganze Gedanken interpretierend hinzu. Das Verhältnis von Original und lateinischer Übersetzung ausführlicher darzulegen wäre einen eigenen Aufsatz wert.

Ich möchte nochmals auf die Anfangsthese zurückkommen, wonach die Schwierigkeiten der Zwinglilektüre im Scheinverständnis bestehen. Oskar Farner hat 1918, im Erscheinungsjahr der von ihm als «vortreffliche Ausgabe» gelobten Kirchenratsausgabe,²¹ einen Aufsatz mit dem Titel «Huldrych Zwingli und seine Sprache» verfaßt. Dieser Aufsatz ist heute noch lesenswert und enthält auf knappem Raum sehr viele Informationen. Auffällig ist Farners emphatischer Ton, mit dem er Zwinglis Bodenständigkeit, Drastik, hohe sprachliche Bildlichkeit und Humor würdigt. Seitenlang zählt Farner Ausdrücke und Wendungen auf: *zürlimürrler, rübis und stübis, stempnyn, hüppentrager, bladergebet* usw. Der Diskurs über Zwinglis Sprache wird fast ausschließlich auf der Ebene des Kuriosen und Anekdotischen geführt. Wenn Farner befürchtet, auch «die beste Übertragung ins heutige Hochdeutsch» werde der ursprünglichen Fassung «ihr eigenartiges Gepräge, den frischen Duft und gesunden Erdgeruch nehmen»,²² so huldigt er einer Sprachnostalgie, die für die eigentlichen Übersetzungsprobleme blind bleibt. Denn all die schönen Idiotismen, die alemannischen Spracheigentümlichkeiten also, geben sich auf den ersten Blick als Übersetzungsschwierigkeiten zu erkennen. Wer übersetzt, wird sich ganz genau mit ihnen befassen, d. h. im Schweizerischen Idiotikon oder in anderen Hilfsmitteln nachschlagen,²³ und nach einem mög-

²⁰ Zwingli, Z II, 40,7.

²¹ Farner, a. a. O., 24.

²² Farner, a. a. O., 8.

²³ Neben dem Schweizerischen Idiotikon sind folgende Nachschlagewerke bei der Übersetzung von Zwinglis deutschen Werken hilfreich: *Grimms* deutsches Wörterbuch; *Alfred Götz*, Frühneuhochdeutsches Glossar; *Robert R. Anderson*, *Ulrich Goebel*, *Oskar Reichmann*,

lichst treffenden Äquivalent suchen. Wirklich problematisch sind aber jene Wörter, die heute noch gebraucht werden, oder Wendungen, deren Verständnis uns naheliegend erscheint.

Das Hauptproblem für die Übersetzenden liegt auf dem Gebiet der Semantik, auf der Ebene der Wortbedeutungen also. Ich möchte dies anhand eines Einblicks in die Werkstatt des Übersetzers veranschaulichen.

In der Vorrede zum *Ußlegen* findet sich folgender Satz: *Wie übel hat sy [die Christen] der bann der geystlichen, nit recht gebrucht, die curtisanen, die unghorsame der geistlichen, die sy aber ein fryheit nennend, getruckt...*²⁴ Die Christen werden also bedrückt durch den mißbräuchlich angewandten Kirchenbann der Geistlichen und durch die *curtisanen*. Was heißt hier *curtisanen*? Georg Finsler läßt das Wort einfach stehen, so daß die Leser an Halbweltdamen denken müssen.²⁵ Oskar Frei, der den Text für die Volksausgabe besorgte, hilft den Lesern weiter mit der Anmerkung: «der weibliche Hofstaat der Geistlichen.»²⁶ Da diese Interpretation einem gewissen Aspekt des antikatholischen Feindbilds entspricht, bleibt es für den Leser bei dieser etwas seltsamen Vorstellung. Niemand hat bemerkt, daß *curtisanen* auch der Plural eines männlichen Substantivs sein kann, nämlich der des «Kurtisans». Kurtisan, verwandt mit *cortigiano*, bedeutet Höfling, nach Duden auch Liebhaber. Im speziellen Kontext sind es aber die Höflinge des Papstes, die sogenannten Pfründenjäger, meist italienische Geistliche, die jenseits der Alpen bloß kraft apostolischer Briefe Anspruch auf Pfründen erhoben. Diese Pfründenjäger galten im 15. und 16. Jahrhundert als wahre Landplage. Aus einem schwer zu fassenden Phänomen – wie sollten Halbweltdamen konkret die Christen «bedrücken»? – wird ein ganz handfester ökonomischer Sachverhalt! Das Beispiel ist zugegebenermaßen eines der spektakuläreren, dennoch stellt es für Übersetzende keine gravierende Schwierigkeit dar. Ein Blick ins Grimmsche Wörterbuch genügt nämlich, den Irrtum aufzuklären.

Einen weiteren Anlaß für projektive Interpretation gibt folgender Satz: *Hie schryend sy [die Päpster]: Kätzer, kätzer; fürhar! etc.*²⁷ Schon Jud übersetzt in Anspielung auf die Feuerstrafe: *Hic clamant, Haereticus, haereticus, ignem minitantes*, d. h., «Sie schreien: Ketzler, und drohen mit dem Feuer.» Georg Finsler lehnt sich offensichtlich an Juds Übersetzung an und übersetzt: «Ketzler, Ketzler! Feuer her etc.»²⁸ Einzig Edward J. Furcha, der das *Ußlegen* mit viel

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch; *Matthias Lexer*, Mittelhochdeutsches Wörterbuch; *Hermann Fischer*, Schwäbisches Wörterbuch; *Johann Andreas Schmeller*, Bayerisches Wörterbuch; *Charles Schmidt*, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart; *Ruth Jörg*, Glossar zu Salats Reformationschronik.

²⁴ Zwingli, Z II, 17,24–26.

²⁵ Zwingli, Kirchenratsausgabe, 146.

²⁶ Zwingli, Hauptschriften, Der Verteidiger I, 17, Anm. 79.

²⁷ Zwingli, Z II 50, 33.

²⁸ Zwingli, Kirchenratsausgabe, 165.

Geschick ins Englische übersetzt hat, mißtraut dem Scheiterhaufen und schreibt: «Heretic, heretic, out with you, etc.»²⁹ Der Ketzler soll nicht verbrannt werden, sondern erst einmal ans Licht kommen: *fürbar* ist einfach eine andere Form von *herfür*; also ist zu übersetzen: «Ketzler, hervor mit euch!»

Oft erweist sich das Übersetzen gerade da als ergiebig, wo gar keine tückischen Fallen lauern und die Beibehaltung des zwinglischen Wortlauts zunächst akzeptabel erscheint. Zwingli kommt einmal auf Thomas Wyttenbach von Biel zu sprechen, den er als *min herr und geliebter trüwer lerer* vorstellt.³⁰ Georg Finsler schreibt: «Mein Herr und geliebter, treuer Lehrer.»³¹ Das tönt zwar etwas antiquiert, sonst aber durchaus passabel. Beginnt man aber darüber nachzudenken, was *min herr* genau bedeutet, gerät die scheinbar so treue Übersetzung ins Zwielflicht. *Min herr* deutet auf ein objektives Abhängigkeitsverhältnis oder auf eine subjektive Unterwerfungsgeste hin. In welchem Verhältnis standen Zwingli und Wyttenbach? Thomas Wyttenbach war zwölf Jahre älter als Zwingli und von 1505 bis 1506 dessen Lehrer in Basel. *Min herr* steht also in einem universitären Kontext und deutet auf das noch weitgehend personalisierte Lehrer-Schüler-Verhältnis hin. Die Adjektive *geliebt* und *trüw* ihrerseits sind im 16. Jahrhundert noch nicht mit dem Pathos eines romantischen Freundschaftskults aufgeladen, so daß aus *min herr und geliebter trüwer lerer* in der Übersetzung schließlich wird: «Mein Mentor und geschätzter loyaler Lehrer.»

• Spätestens an dieser Stelle dürfte sich bei einigen Lesern ein gewisses Unbehagen einstellen. Ist solches Übersetzen nicht eine unzulässige Interpretation von Zwinglis Originaltext? Nehmen wir damit seinem Wort nicht den «frischen Duft und gesunden Erdgeruch»? Müssen Wörter wie *trüw*, *trüwlich* oder *fromm* nicht als «treu», «treulich» und «fromm» beibehalten werden? Allgemeiner ausgedrückt: Sollte nicht konkordant übersetzt werden, d. h., sollte man nicht für jeden Ausdruck Zwinglis durchgehend denselben neuhochdeutschen Ausdruck verwenden? Sollten nicht die Leser jeweils erkennen, wo Zwingli für verschiedene Sachverhalte dasselbe Wort wählt?

Wer so fragt, läuft Gefahr, ein Phänomen zu unterschätzen, das für die Übersetzungsprinzipien von großer Tragweite ist. Es ist das Phänomen des historischen Bedeutungswandels von Wörtern und Wortfeldern. Es ist nämlich nicht so, daß Wörter, die im heutigen Wortschatz vorkommen, immer dieselbe Bedeutung hatten oder aber einfach ihre Bedeutung gewechselt haben. In den meisten Fällen hat sich der Umfang der Bedeutungsvariabilität wie auch die Wertschätzung innerhalb des gesellschaftlichen Symbolsystems verändert.

²⁹ *Huldrych Zwingli*, Writings I, translated by Edward J. Furcha, Allison Park, Pennsylvania, 1984, 34.

³⁰ *Zwingli*, Z II, 146,3.

³¹ *Zwingli*, Kirchenratsausgabe, 218.

Ich möchte dies anhand des Wortes *fromm* veranschaulichen. Dieses Beispiel wähle ich, weil das Adjektiv *fromm* bei Zwingli sehr häufig vorkommt.³² *Fromm* ist im 15. und 16. Jahrhundert ein gesellschaftlicher Kernbegriff. Es bezeichnet unter anderem eine Haupttugend des aufstrebenden Bürgertums. Wer *fromm* ist, erfüllt die gesellschaftliche Norm und verfügt deshalb über einen guten Leumund.³³ Von dieser Grundbedeutung ausgehend, bekommt das Wort verschiedene Bedeutungsnuancen: ein *frommer* – sprich: tüchtiger – Krieger, eine *fromme* – sprich: unbescholtene – Frau, ein *frommer* – sprich: rechtschaffener Bürger usw. Der Bedeutungshof von *fromm* ist derart groß, daß sich etwa 90 neuhochdeutsche Übersetzungsmöglichkeiten anbieten. Dabei ist wichtig, daß das frühneuhochdeutsche *fromm* die heutige, sehr subjektiv gefärbte Bedeutung von «fromm» im Sinne von «gottesfürchtig, erfüllt von Glauben» noch gar nicht, oder höchstens ansatzweise, hat. Wenn Zwingli in seiner Vorrede zum *Ußlegen* von den *frommen von Zürich* spricht, meint er die aufrechten oder rechtschaffenen Zürcher. Wo in der Aufruhrschrift *ein frommer – als in die gantze statt achtet – geystlicher* erscheint, der dann einen üblen Rechtsstreit vom Zaun bricht, so wurde dieser Geistliche von der Stadtbevölkerung nicht für fromm, sondern für integer gehalten.³⁴ Und selbst *der fromm brüder Claus von Underwalden*³⁵ meint nicht den frommen Bruder Klaus, sondern – wie Hans Ulrich Bächtold treffend übersetzt – : den edlen Bruder Klaus. Wenn wir das frühneuhochdeutsche Wort *fromm* in Rücksicht auf eine konkordante Übersetzung im Wortlaut belassen, unterschieben wir dem Wort eine völlig falsche Bedeutung und überziehen Zwinglis Text gewissermaßen mit einer pietistischen Patina. Leider gibt es kein neuhochdeutsches Adjektiv, das die Bedeutungsvielfalt und das gesellschaftliche Gewicht des frühneuhochdeutschen *fromm* hätte. Deshalb ist es unumgänglich, sich vom Ideal einer konkordanten Übersetzung zu lösen. Bei *fromm* wie bei anderen «Herzwörtern» Zwinglis gilt das, was Felix Philipp Ingold in einem seiner Aphorismen zum Übersetzen festgehalten hat: «Je kleiner die Differenz zwi-

³² Vgl. auch: *Veronica Günther*, «Fromm» in der Zürcher Reformation. Eine wortgeschichtliche Untersuchung, Diss. Basel, Winterthur 1955; *Ernst Erhard Müller*, Das mittelalterliche und das reformatorische «fromm», in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 95, 1973, 333–357.

³³ Diese Grundbedeutung wird durch ein Gesprächsprotokoll aus dem 16. Jahrhundert belegt. Im September 1524 fand in einem Zunfthaus ein Disput über die Reformation statt. Bäckermeister Kleinbrötli kritisierte Zwingli wegen einer scharfen Predigtäußerung gegen die Wallfahrt nach Santiago de Compostela. In diesem Gespräch sagt Kleinbrötli u. a.: *Ist der tzwingli eben din tzwingli so fromm vnd ein byderbman / warum gat er nit gen Einsidlen Zug oder Baden / Din tzwingli?* (Staatsarchiv Zürich B VI 289,88; zit. n. *Ernst Erhard Müller*, a. a. O., 354)

³⁴ *Zwingli*, Z III, 389, 20–24 (aus: *Welch ursach gebind...*).

³⁵ *Zwingli*, Z III, 103, 22–23 (aus: *Ein trüw und ernstlich...*).

schen Übersetzung und Original, desto größer der Verrat des Übersetzers am übersetzten Text.»³⁶

Auch andere Wörter, die wir heute allein der religiösen Sphäre zuordnen würden, haben bei Zwingli oft weltliche, ja juristische Bedeutung. Grundsätzlich ist der Einfluß der Juristensprache auf Zwingli nicht zu unterschätzen. Ein Beispiel ist das Wort *glouben*, das ganz Unterschiedliches heißen kann: Glaube, Glaubensbekenntnis, Vertrauen, Glaubwürdigkeit, Zuverlässigkeit; dann aber auch: Kredit, Kreditwürdigkeit. Wo Zwingli von der *ee mit irem glouben und gebott* spricht,³⁷ heißt *gloube* soviel wie Rechtsschutz. Der Ausdruck *glouben und warheyt halten* bedeutet einfach: sein Wort gemäß Treu und Glauben halten.

Mit dem letzten Beispiel für die Übersetzung eines Einzelwortes rühre ich an ein Zentralthema der zwinglischen Theologie, an die Sündenlehre. Ich denke an den berühmten *präst*. Auch dieses Wort hat je nach Kontext ganz verschiedene Bedeutungen: Gebrechen, Krankheit, Seuche, Mangel, Fehler, Defekt, Irrtum, Mißstand, Hindernis, Nachteil. Nach Auskunft von Hans Stickelberger bezeichnen die Toggenburger heute noch als «prästhaf», was einen irreparablen Defekt hat («öppis, wo nüme guet chunt»). Zwingli benutzt nun das Allerweltswort *präst* in der Auslegung des 5. Artikels zur Definition eines spezifisch theologischen Sachverhalts: *Hieby müß man ouch mercken, das das wort <sünd> etwan genommen würt für: die blödigkeit der zerbrochenen natur, die uns allweg zu den anfechtungen des fleysches reizt, und mag kommlich genempt werden: der präst.*³⁸ Also: Die Sünde, die Schwäche der verdorbenen Natur wird «passend» als der *präst* bezeichnet. Wie ist hier *präst* zu übersetzen? Ernst Saxer macht in seiner Zwingli-Auswahl einen gut begründeten Vorschlag. Er sieht in *präst* das augustianische «vitium naturae» oder «malum originale», wie schon Gottfried W. Locher im *präst* Augustins «morbis» als Bezeichnung der Erbsünde erkannt hat.³⁹ Saxer schlägt als Übersetzung «Urverdorbenheit» vor, um unmißverständlich die grundsätzliche, ursprüngliche und irreparable sündige Verfassung der menschlichen Natur zu bezeichnen. Obgleich ich Saxers Meinung inhaltlich teile, habe ich mit dem Wort «Urverdorbenheit» Mühe. *Präst* stammt aus der alltäglichen Sprache des 16. Jahrhunderts, «Urverdorbenheit» ist daneben ein vergleichsweise elaboriertes Wort, das in unserem alltäglichen Wortschatz nicht vorkommt. Wir stehen damit vor einem grundsätzlichen Übersetzungsproblem: Sollen wir ein Wort so übersetzen, wie es der Autor gemeint hat, oder so, wie es die damaligen Leser verstanden haben oder verstehen konnten? Denn auch wenn Zwingli «Urverdorbenheit» meint, so ist

³⁶ Felix Philipp Ingold, Übe'r's: Übersetzen (Der Übersetzer; die Übersetzung), in: Martin Meyer (Hrsg.), Vom Übersetzen, München 1990, 158.

³⁷ Zwingli, Z II, 264, 14.

³⁸ Zwingli, Z II, 44, 17–20.

³⁹ Saxer, a. a. O., 40, Anm. 7.

kaum anzunehmen, daß damalige Leser, ein Zürcher Ratsherr etwa, bei *präst* an «Urverdorbenheit» dachten. Die Aufgabe des Übersetzers besteht nun darin, für *präst* ein neuhochdeutsches Äquivalent zu finden, das zwei Erfordernissen entspricht. Erstens muß das Wort auf die irreparable Defektheit des Menschen hinweisen, und zweitens muß es eine auch nicht theologische alltagssprachliche Bedeutung haben. Als Kompromißlösung schlage ich deshalb das Wort «Grundübel» vor. «Grundübel» ist zwar bedeutungsmäßig weniger präzise als «Urverdorbenheit», doch kann es paradoxerweise auch zur Treue gegenüber dem Original gehören, dessen Unschärfen in die Zielsprache hinüberzunehmen.⁴⁰

Mit der Entscheidung, *präst* in seinem spezifisch theologischen Sinn durch «Grundübel» zu ersetzen, schließe ich aber andere Übersetzungsvarianten nicht aus. Ich muß nun entscheiden, wann ich *präst* als «Grundübel» wiedergebe und wann nicht. Ein Beispiel; am Ende der Auslegung des 1. Artikels schreibt Zwingli: *Iren [der Antichristen] sy, wie vil sy wellend, so sind sy all ytel und dem prästen underworffen, davon wir wyter geschriben hand im büchlin von der klarheit und gewüsse des worts gottes.*⁴¹ Ernst Saxer nimmt diese Stelle zum Anlaß, den Begriff «Urverdorbenheit» einzuführen.⁴² Ich vertrete hingegen die These, daß Zwingli das Wort *präst* erst in der Auslegung des 5. Artikels im Sinne von «Urverdorbenheit» oder «Grundübel» benutzt. An der zitierten Stelle bezeichnet Zwingli seine Feinde als *ytel und dem prästen underworffen* und verweist gleichzeitig auf sein Büchlein «Von der Klarheit und Gewißheit des Wortes Gottes» von 1522. In dieser Schrift geht es aber nicht um die Kategorie «Sünde», sondern ganz zentral um den Gegensatz von Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge bzw. Irrtum. Der *präst*, der Mangel oder Defekt, betrifft an dieser Stelle also die Unfähigkeit der Gegner Zwinglis, die Wahrheit zu erkennen. Leo Jud hat in seiner lateinischen Übersetzung ähnlich interpretiert; er schreibt: *vani sunt et erroribus obnoxii*, «sie sind nichtig und Irrtümern unterworfen».⁴³ *Dem prästen underworffen* heißt an dieser Stelle also eher: «dem Irrtum unterworfen» oder fast soviel wie «verblendet».

Ich hoffe, mit diesen Beispielen gezeigt zu haben, daß der Entschluß, das Ideal einer konsequent konkordanten Übersetzung fallenzulassen, begründet ist.

Was die Bildhaftigkeit von Zwinglis Sprache und seinen Witz betrifft, bin ich der Meinung, daß sie – wo immer möglich – beibehalten werden sollten. Mit etwas Geduld und Phantasie findet sich meist eine adäquate Übersetzung.

Wenn Zwingli sagt: *Hie werffend die Böpstler ein kürpsinen rigel für...*,⁴⁴

⁴⁰ Vgl. Ingold, a. a. O., 148.

⁴¹ Zwingli, Z II, 27,11–14.

⁴² Saxer, a. a. O.

⁴³ Zwingli, Opus articulorum, in: Opera, Tom. I, 1545, fol. 4b.

⁴⁴ Zwingli, Z II, 150,26.

wörtlich übersetzt: «Hier schieben die Pöpstler einen Riegel aus Kürbisfleisch vor», muß man nicht auf einen faden «schwachen Einwand» zurückgreifen, sondern kann dem Bild Zwinglis mit der folgenden leichten Nuancenverschiebung neue Kraft abgewinnen: «Hier machen die Pöpstler einen kürbisweichen Einwand.»

Etwas weiter schreibt Zwingli: *Sy [die Pöpstler] haben ouch die todten inn die ürten bracht.*⁴⁵ Hier bietet sich als Übersetzung eine moderne umgangssprachliche Wendung an: «Sie haben auch die Toten zur Kasse gebeten.»

Größere Schwierigkeiten bieten praktisch unübersetzbare Wortspiele, z.B. das folgende: *Ja es ist nit mee not inen ze antwurten denn den närrisch erdichten fablen, die der verlogten Predgermünch zemen gehuffet hat in die lombardick, ja lüg gar dick.*⁴⁶ Mit *lombardick* ist die «Lombardica historia» gemeint, die unter dem Namen «Legenda aurea» besser bekannte Legendensammlung des Dominikanermönchs Jacobus de Voragine.⁴⁷ Wörtlich übersetzt heißt *lombardick – lüg gar dick*: «Legenda aurea – lüg gar oft.» Damit ist aber der Reiz des Wortspiels verschwunden. Nun könnte man auf das von Luther gebrauchte Pendant *Legende – Lügende* ausweichen, womit aber der spezielle Hinweis auf die «Legenda aurea» und ihren Autor verlorenginge. Entweder lassen wir das Wortspiel unübersetzt, oder wir erfinden ein neues; eine Anmerkung ist an dieser Stelle so oder so notwendig. Ich habe mich für eine im Sinn leicht abweichende Neufassung des Wortspiels entschieden: «Lombardisch' Legend' – lüg gar frisch und behend».

Ich komme zum Abschluß meiner Ausführungen und fasse das an Beispielen Erarbeitete zusammen.

Wir müssen uns bei der Übersetzung von Zwinglis deutschen Schriften vom Ideal einer falschverstandenen Werktreue lösen. Satzgrenzen dürfen keine sakrosankten Größen darstellen, die man nicht verletzen darf. Das Ziel einer konkordanten Übersetzung muß im Hinblick auf den Bedeutungswandel der Wörter aufgegeben bzw. stark relativiert werden. Ziel einer Übertragung in modernes Deutsch muß sein, ein neuhochdeutsches Äquivalent zu finden, das sich wie Zwinglis Originaltext an der Alltagssprache orientiert.

Zwingli übersetzen heißt auch Zwingli *übersetzen*, d. h., ihn über einen sprachlichen wie soziokulturellen Graben von über 450 Jahren in unsere heutige Zeit hinüberzuholen. Zwingli übersetzen und Zwingli *übersetzen* ist eine Rettungsaktion, aber auch eine Anregung, den Zürcher Reformator neu zu entdecken. Zwinglis Wort soll der Fraktur und der scheinbaren Musealität entrissen und ganz neu lebendig werden. Dies kann nur geschehen, wenn wir uns von historisierenden und moralisierenden Übersetzungstendenzen lösen

⁴⁵ *Zwingli*, Z II, 153,4.

⁴⁶ *Zwingli*, Z II, 203,8–9.

⁴⁷ Vgl. *Georg Finsler*, «Lombardick; ja, lüg gar dick.» Ein Wort Zwinglis. In: *Zwingliana*, II/4, 1906/2, 101–103.

und die Möglichkeit der heutigen deutschen Sprache ausschöpfen, um ein Höchstmaß an semantischer Tiefenschärfe zu erreichen. Semantische Tiefenschärfe meint die Qualität des Textes, den Lesern nicht mehr geläufige Sachverhalte präzise und anschaulich zu vergegenwärtigen.

Im Hinblick auf das Erfordernis, alte Wörter durch neue zu ersetzen, läßt sich das Wort «übersetzen» auch noch auf eine dritte Art lesen: als ein aus zwei Wörtern bestehender Imperativ, den ich allen Übersetzenden und mir selbst ins Stammbuch schreiben möchte: Ü**ber** ersetzen!

Dr. Thomas Brunnschweiler, Kloster, 4143 Dornach

